



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Eine Nacht auf dem Brocken

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Georgs erblickt. Sein alter treuer Sandy Mackay ist gestorben. Endlich bricht eine gefährliche Krankheit über ihn herein. Er hofft in einem andern Klima zu gesunden: mit John Croftthwaite begiebt er sich nach Mexiko. Während der Reise schreibt er die vorliegende Autobiographie und stirbt, ohne in das Land der Freiheit den Fuß gesetzt zu haben.



Eine Nacht auf dem Brocken



s war eine unvergeßliche Schreckensnacht. Wenn es noch die Walpurgisnacht gewesen wäre, da hätte man wenigstens denken können, es wäre Hexerei im Spiele gewesen. Aber es war um Johanni. Es war eine der kürzesten Nächte des Jahres. Und doch — wie lang ist sie mir geworden!

Wie das kam, das muß ich schon darum erzählen, daß der gallige Reiseonkel aus Nr. 23 und 24 der Grenzboten sieht, daß es auch noch Leute giebt, die nicht so reisen wie sein Berliner Kommerzienrat. Von einem süddeutschen Kirchenfürsten, der mit seinen theologischen Anschauungen nicht recht Farbe bekennen wollte, weil er es weder mit rechts noch mit links verderben mochte, pflegte man zu sagen, er wäre der umgekehrte Luther: „Ich kann auch anders!“ Ja, es giebt noch Leute, die auch anders können, als der blasirte Duzendreisende, der bloß „dagewesen“ sein will.

Ich habe zum Beispiel dann und wann das Bedürfnis, auf hoher Bergesspitze einen Sonnenaufgang zu genießen. Dies Schauspiel hat ja von jeher empfindsame Gemüther angezogen und dichterische begeistert, in die Saiten zu greifen. Mancher macht sich freilich das Dichten bequem und besorgt es in Schlafrock und Hauschuhen am Schreibtisch. Wenn dann ein solcher Dichter einmal genötigt ist, eine Nacht auf der Eisenbahn zuzubringen, und bei dieser Gelegenheit endlich einmal die Sonne aufgehen sieht, dann heißt es: „Das also ist der Sonnenaufgang, den ich so oft in meinen Gedichten besungen und beschrieben habe!“ Zu denen gehöre ich nicht. Damit der geneigte Leser eine gute Meinung von mir bekomme, will ich ihm zunächst ein paar andre, schönere Nächte vorführen. Und wenn es nur wegen des Kontrastes wäre.

Es war im Jahre 1861 an der „Uffart.“ Der Leser merkt wohl schon, daß es in der Schweiz war. Uffart bedeutet Auffahrt, Himmelfahrt, und wird mit möglichst langem U gesprochen, während das a so kurz ist, daß man es vor dem r kaum hört: Ufret. Ich war damals ein junger Geselle und

mußte überall sein, wo überhaupt jemand war. Ob einer geköpft wurde, ob bei einem Feuerwerk auf dem See eine Brücke unter der Last der Menschen zusammenbrach, ob am „Sechsilute“ Narreteidinge getrieben wurden, oder ob man am Tage von Sempach mit feierlichem Ernst immer wieder der Freiheit eine Gasse brach — überall mußte ich dabei sein. Da fehlte ich natürlich auch nicht unter den vielen tausend Zürichern, die in der Himmelfahrtsnacht auf den geliebten Uetliberg pilgern — pilgerten, muß es wohl heißen, denn jetzt geht dort auch die unvermeidliche Eisenbahn. Das war ein wonniger Nachtmarsch, viele Stunden lang, immer mit dem erhebenden Bewußtsein, daß sich da unten in dumpfer Kammer die Welt träger, erschlaffender Ruhe hingab. Endlich, kurz vor dem Ereignis des Tages, war man oben. Schon schimmerte es verdächtig im Osten. Aber wo bleiben? Der ganze Berg war zur Feier des Tages schwarz von Menschen. Da war kein Plätzchen mehr unbesezt, auf dem man das große Schauspiel hätte sehen können. Aber wann wären wir damals um Rat verlegen gewesen? Wir erkletterten das Dach des Gasthauses, setzten uns rittlings auf den First und erlebten in dieser Lage einen Sonnenaufgang, der sich allerdings vor jedem Dichter hätte sehen lassen können, und der mir noch nach mehr als dreißig Jahren vor der Seele steht.

Dann war es 1871. Eine wundervolle sternschnuppensegnete Augustnacht am Rhein. Meine letzte Nacht als Student! Von Bonn ging es mit dem Abenddampfer rheinaufwärts. Einige gute Freunde gaben das Geleite. Und da die Wirtschaft auf dem Drachensfels in der Nacht geschlossen ist, und wir doch auf dem Drachensfels den Abschied feiern wollten, so begleitete uns auch ein Bonner Dienstmann mit einem stattlichen Korbe, aus dem uns unterwegs, namentlich beim Aufstieg, etliche metallverkapfelte Flaschenhälse hoffnungsreich entgegenleuchteten. Oben lagerten wir uns, sahen den Himmel an mit seinen vielen Sternschnuppen, wurden wehmütig gestimmt, sangen dann wieder fröhlich, tranken dazwischen auf ewige Liebe und Treue, und so kam der Morgen. Als die Sonne ihre ersten Strahlen über unsre Häupter weg, über das Flußthal weg, hinüber in die Berge der Eifel sandte, fielen wir uns gerührt in die Arme und schieden von einander. Die Freunde fuhren rheinabwärts, um noch weiter an den Brüsten der alma mater zu ruhen, ich fuhr rheinaufwärts, um fürs Examen zu arbeiten.

Dann war es 1880, in einer Mainacht um ein Uhr. Ich lag 8000 Fuß hoch am Feuer und schlief. Und ich schlief gut, obwohl ich lag wie weiland der Erzvater Jakob, einen Stein unter und den weiten Himmel über meinem Haupte. Da weckten mich die unbarmherzigen Führer. Aber es mußte sein. Denn wir wollten bis Sonnenaufgang noch etwa 5000 Fuß zurückgelegt haben. Das gelang auch. Wir waren so früh auf dem Gipfel des Pic von Teneriffa, daß wir vor dem eisigen Winde noch eine Zeit lang in dem noch immer nicht

ganz erloschen, stark nach Schwefel riechenden Krater Schutz suchen mußten. Auf einmal rief ein Führer: El sol! Ich hinter meinem Felsenversteck heraus, und — ja, wenn ich hundert Jahre alt würde, nimmer würde ich das Bild vergessen! Im weiten Bogen zu unsern Füßen ein Wolkenmeer. Plötzlich ein Windstoß, der die Wogen teilte. Da sah man nun tief hinab auf das wirkliche Meer, das sich aber uns gegenüber scheinbar wieder hoch erhob, sodaß uns die Kimm näher zu sein schien als die Küste. Und aus diesem wunderbaren Gewoge stieg auf einmal in strahlender Schöne das große Tagesgestirn. Laß mich schweigen, Leser, wo Worte doch nur kindisches Lallen sind!

Und nun — ja, nun kommt der Brocken! Es war im Jahre 18.. Die Schatten eines langen Junitages wurden länger und länger. Wir waren mittags von Harzburg aufgebrochen, hatten beim Canossadenkmal sehr gemischte Gefühle gehabt und kletterten nun über die Pflasterstoßklippen. Ein angenehmer Name! Aber was thut das dem Wanderer mit dem Sträußchen am Hute, dem Stab in der Hand, dem Reisefack auf dem Rücken und dem abgekнопften Hemdenkragen? Verlöre nur nicht die bessere Hälfte bald den über den Arm gehängten Hut, bald die über den Arm gehängte Jacke! Da muß natürlich der galante Mann wie ein munteres Hündlein einen hübschen Teil des Weges doppelt machen. Wie tugendhaft! Freilich das Taschentuch, das beim Ausruhen auf das Moos eines Felsens ausgebreitet und dann vergessen worden war, das lassen wir bei aller Tugendhaftigkeit ruhig liegen, als wir nach einer halben Stunde den Verlust merken. Es wurde so wie so immer später, die Schatten wurden immer länger und die Beine immer müder. Ja, rechtschaffen müde waren wir, als wir endlich am Abend gegen neun Uhr unsre Füße über die gastliche Schwelle des Brockenhotels setzten.

Das Abendessen und der Biersteiner waren gut. Die Herren Miteffer konnten natürlich mit ihrem Tabak nicht warten, bis alle mit Essen fertig waren. Diese ewige Raucherei! Wann wird man sich in Deutschland einmal unbehelligt von Tabaksqualm seiner Ernährung widmen können? Ich war damals selbst noch Raucher. Aber schon damals war mir das aufdringliche, rücksichtslose Gepaff an der Wirtstafel und in Gegenwart von Frauen ein Greuel. Ich hatte es schon auf der Zunge, zu sagen: Meine Herren, unser Essen genirt Sie doch hoffentlich nicht beim Rauchen? Aber wer zu so unpassender Zeit und an so unpassendem Orte raucht, der benimmt sich auch sonst unpassend und setzt auch noch andre Rücksichten außer Acht, die gebildete Menschen auf einander nehmen: er wird grob. Da heißt es denn, sich mit schweigender Verachtung wappnen. Leider werden die Raucher in Deutschland immer rücksichtsloser. Ich kenne eine Stadt, da hielten neulich Magistrat und Bürgervorsteher eine gemeinschaftliche Sitzung ab, zum erstenmale in dem neuen, fürstlichen, allerdings auf Pump gebauten Rathause. Siehe, da holt sich ein Vater der Stadt ganz gemüthlich eine Cigarre heraus, steckt sie an und will

aus allen Himmeln fallen, als ihm das verwiesen und ihm gesagt wird, man wolle doch den neuen Rathhausaal nicht gleich wieder so einräuchern wie den alten. Wo raucht überhaupt der Deutsche nicht? In der Pferdebahn? Da ist freilich ein Verbot angeschlagen, aber wer kümmert sich drum? Die Schaffner gewöhnlich nicht, und wenn sich der Mitfahrende selbst helfen soll, dann giebt es Rede und Gegenrede und Verdruß und höchstens ein Ausgehen der Cigarre, und das ist noch schlimmer, als wenn sie brennt. In der Eisenbahn? Da ist es genau so. Kommt der Schaffner, so wird die Cigarre versteckt, und den übrigen Reisenden gegenüber läßt mans drauf ankommen. Sagt einer was, dann erhält er die Antwort: „Darnach fragen wir nig!“ Auf den Postanstalten? Ich kenne den Schalteraum eines großen, schönen, neuen Postamtes, wo eine große Inschrift angebracht ist: „Rauchen verboten.“ Die Inschrift aber ist ganz braun angeraucht! Auf den Bahnhöfen? Ich kenne einen Bahnhof, da sitzen Sonntags nachmittags die „Honoratioren“ der ganzen Umgegend Stunden lang im Wartesaal zweiter Klasse und trinken ein Glas Bier nach dem andern und brennen sich eine Cigarre nach der andern an und fragen nicht das geringste nach den Frauen, die in Ermanglung eines besondern Zimmers auf denselben Raum angewiesen sind, wenn sie es nicht etwa vorziehen, auf dem „Bahnsteig“ spazieren zu gehen und sich naß regnen zu lassen, denn ein Dach hat der Bahnhof nicht. Na, überhaupt!

Doch um auf den Brocken zurückzukommen: wir gedachten bei Zeiten auf die Stange zu fliegen, weil wir am andern Morgen den Sonnenaufgang sehen wollten. Da man jedoch etwas von Münchner Löwenbräu munkeln hörte, so konnte man ja den müden Leib auch noch auf ein Stündchen nebenan in die Restauration tragen. Aber ach, da kamen wir aus dem Regen in die Traufe. Welch ein Bierdunst, und Welch ein Tabaksqualm! Es war höllennäßig. Wer's nicht gesehn hat, der kann's nicht glauben. Wie vermögen nur in solcher Luft Menschen zu atmen? Sollte da nicht das Reichsgesundheitsamt —? Aber sie atmen ja und leben, wenn mans leben nennen kann, die Männer Deutschlands und solche, die es werden wollen, unsre Hoffnung, unsre Zukunft. Und sie thun es viele, viele kostbare Stunden lang, denn wenn der deutsche Mann oder Jüngling erst einmal an seinen Skat gekommen ist, dann sitzt und und trinkt und raucht und drischt er bis in die aschgraue Pechhütte, und am andern Morgen wundert er sich, daß er keinen klaren Kopf und keine Lust für seinen Dienst, sein Amt oder sein Geschäft hat. Vor einigen Jahren war ich einmal in Hannover. Nach meiner Gewohnheit stand ich früh auf und wanderte in dem frischen Sommermorgen durch die Silenriede. Mutterseelenallein! Um sechs Uhr kam ich an den zoologischen Garten. Auch hier war ich bei der Eröffnung die einzige fühlende Brust. Für mich allein erwachte der Löwe, für mich allein machte der Bär seine Morgentoilette. Allmählich kamen einige Menschen hinzu. Aber was warens für welche? Suden, lauter

Juden! Da ging mir ein Licht auf über die Judenfrage, und ihre einzig mögliche Lösung. Der christlichgermanische Mann darf eben abends nicht so lange bei Skat und Bier und Tabak sitzen und muß früher aufstehen. Sene Hannoverischen Juden im zoologischen Garten hatten sich den Abend vorher mäßig und nüchtern ihrer Familie gewidmet, erfrischten sich durch einen Morgen-spaziergang und — hatten dem deutschen Michel schon das Fell über die Ohren gezogen zu einer Zeit, wo diese noch von der Nachtmütze bedeckt waren, und er noch mit wüstem Kopf in den Federn lag.

Doch wir sind ja in der Restauration des Brockenhotels, und hier ist der Raucher in seinem Recht. Darin wollen wir ihn denn auch nicht stören. Wir begeben uns vielmehr auf Nr. 33, aber nicht ohne es der zuständigen Stelle ernstlich auf die Seele gebunden zu haben, uns ja rechtzeitig zum Sonnenaufgang zu wecken. Eine solche Mahnung ist nicht überflüssig, denn so etwas verschläft man leicht. Oder man schläft, um es nicht zu verschlafen, unruhig und wacht jede halbe Stunde auf. Doch es wurde uns hoch und heilig versprochen, daß wir beim ersten Strahl der erwachenden Sonne auch wach sein sollten. Darum legten wir uns hin, um einen ruhigen Schlaf zu thun.

Wer einmal acht Stunden hinter einander, und noch dazu über Pflasterstoßklippen, gewandert ist, der kennt das angenehme Gefühl, sich behaglich auf einem wohlbereiteten Lager strecken zu dürfen. Schon der Gedanke ist schön. Aber es kommt manchmal anders. Was ist denn das für eine sonderbare Matratze? Hier oben auf den Bergen scheint alles gebirgig zu sein, sogar die Sprungfedermatratzen. Rechts am Rande hoch, links am Rande wieder hoch, und in der Mitte gehts tief hinab ins Thal. Mit großem Mißtrauen legen wir uns auf das berggestalt kuppirte Terrain nieder. Und richtig, die Sprungfedern sind in der Mitte so zusammengelegen, daß von Sprungfederkraft keine Rede mehr ist: man kommt einfach auf den harten Holzrahmen zu liegen. Wenn der noch wenigstens ein Brett, eine Britsche wäre — wo ruht der Mensch nicht, wenn er müde ist! Aber auf einem Rahmen, einem Krost, o heiliger Laurentius, was mußt du gelitten haben! Es ist unerträglich. Also versuchen wirs, da es in der Thalsohle nicht geht, mit dem Bergesabhang; da sind die Federn, wie es scheint, noch heil und elastisch. In der That, es geht! Man muß sich freilich etwas „abstützen.“ Aber wer an die 100 000 Meilen zur See gefahren ist, der hat sich bei Sturm und Wetter in einer Koje so oft abgestützt, daß ihm das nichts verschlägt. Freilich scheint es auf dem Brocken doch etwas schwieriger zu sein als auf dem Dzean; denn kaum sind wir entschlummert, so kollern wir auch schon den Abhang hinunter und finden uns unten im Thal auf dem Laurentiuskrost wieder. Wir versuchen es auf der andern Seite, mit dem östlichen Abhang — es ist dieselbe Sache. Der müde Leib sinkt, sobald der Arm beim Einschlafen seine stützende Kraft

verliert, unfehlbar nach der tiefsten Stelle, hinab ins Thal, auf den Holzrahmen.

Was thun? Der Klügste giebt nach. Wir ergeben uns also in unser Schicksal und bleiben da liegen, wo wir nach dem Gesetz der Schwere zu liegen haben. Es geht auch so einmal eine Nacht herum. Eine kurze Sommernacht. Vielleicht erscheint der Wecker bald.

Da brüllt es mit einemmale die Treppe herauf: „Hahaha, eine famose Geschichte, eine brillante Geschichte, haben Sie gehört, Müller, was der Meier eben für eine famose Geschichte erzählt hat! Da fällt mir auch eine Geschichte ein, die muß ich Ihnen erzählen.“ Mittlerweile sind die drei die Treppe heraufgekommen, pflanzen sich auf dem Korridor auf und lauschen der sehr laut vorgetragenen Geschichte. Ob sie eine „Pointe“ hatte, weiß ich nicht mehr, aber so viel ist sicher: der Erzähler selbst unterbrach sich oft mit einem Lachen, daß die Wände wackelten. Zum Schluß fielen die beiden andern in das Gelächter ein, als ob sie bezahlt bekämen. Endlich denkt einer von den dreien daran, daß, wenn sie noch die Sonne aufgehen sehen wollen, es jetzt Zeit sei, in die „Falle“ zu gehn, und sie sagen sich gute Nacht und nehmen Abschied in einer ausgiebigen Trennungsszene. Es mußten ja auch noch lauter wichtige Dinge besprochen werden. Welchen Rückweg werden wir wählen? Wo essen wir denn morgen zu Mittag? Wo werden wir denn abends logiren? Diese Fragen waren im Laufe des Abends gewiß schon aufs ausführlichste besprochen worden; was uns da im Schlafe störte, waren also lauter Reflexbewegungen. Aber das machte die Störung nicht angenehmer.

Ein Blick auf die von einem Streichholz notdürftig erleuchtete Uhr sagt uns, daß es elf Uhr ist. Obwohl wir wie gerädert sind, duseln wir doch wieder etwas ein. Aber wieder ist dem müden Wanderer nur kurze Ruhe bereitet. „Eckern! Eckern!“ brüllt es plötzlich die Treppe herauf, „Eckern mußten Sie spielen, er war rum, unfehlbar rum, wie kann man da Schellen ziehen! Das war ja unter allem Nachtwächter gespielt! Sie waren rum, ja ja — rum waren Sie, wenn der Neumann nicht noch die Dummheit gemacht hätte!“ „Sch rum?“ — und nun ging eine ausführliche Leichenrede los, bei der immer einer den andern zu überschreien suchte, offenbar in der Meinung, wer die stärkste Lunge habe, der habe auch das größte Recht. Doch endlich vergrollte auch dieses Gewitter in der Ferne mit Grün und Rot und bekennen, wimmeln, abwerfen und dergleichen, und es war wieder still. Aber es war auch schon nach zwölf.

Wenn es nun überhaupt noch etwas werden soll, so dürfen wir weder an Berg, noch Thal, noch Koft denken, sondern müssen die Augen zumachen. Aber kaum ist das geschehen, so geht ein neuer Sturm los, und wir werden abermals in die rauhe Wirklichkeit zurückversetzt. „Na, ich wär mich hieten, zum Sonnenaufgang uffzustehn — es war eine von Bier und Tabak rauhe

Stimme — nee, so dumm fimmer nich, nu werd erscht emal dicht'g ausgeschlafen; vielleicht geht se och gar nich uff, und dann hammer de Bescherung, nee, so dumm! Na, gute Nacht, Schmidt, schlaf wohl un laß deresch gut bekommen!“ Zur Ehre dieses Herrn Redners will ich annehmen, daß er nicht wußte, was er that, vor allen Dingen nicht, wie laut er brüllte, es müßte denn sein, daß Schmidt sehr harthörig gewesen wäre.

Ein weiteres Streichholz belehrt uns, daß die Gespensterstunde seit geraumer Zeit vorüber ist. Nun werden wir doch wohl Ruhe haben. Aber wie? Ist es denn jetzt eigentlich noch der Mühe wert, sich auf der Marterbank wieder zurechtzuliegen? Auf den Bergen geht die Sonne früh auf. Angezogen will man doch auch sein, sonst erkältet man sich in der Morgenfrische. Genug, es wurde nichts mehr mit dem Schlaf. Man duselte so hin, eine Stunde oder zwei, und zählte die einzelnen Stäbe des Rostes, die sich deutlich durch ihren Druck unterscheiden ließen.

Endlich graut der Morgen. Nun wird wohl der Wecker bald erscheinen. Aber was ist denn das? Halb fünf? Wir haben also den Sonnenaufgang richtig verschlafen, verschlafen — o Ironie des Schicksals! — in einem solchen Bett! Zu unserm Trost erfahren wir, daß die Brocken Sonne wieder einmal nicht aufgegangen ist. Man muß, wie es scheint, ein Sonntagskind sein, um dieses Genußes teilhaftig zu werden. Tragen wir also das Unvermeidliche mit Würde. Tragen wir es, ohne in den Fehler so vieler Leidensgenossen zu verfallen, die ihren Schmerz in Verse ausgehaucht haben. Das Fremdenbuch auf dem Brocken weiß davon schreckliche Dinge zu erzählen. Wie viel Enttäuschung, Entsagung, Entrüstung enthalten diese Blätter!

Zum Überfluß fängt es an zu regnen. Große Beratung. Sollen wir hier oben gutes Wetter abwarten oder trotz des Regens den Weg unter die Füße nehmen? Der Überlegung wird ein jähes Ende bereitet durch das Schicksal in Gestalt eines Kellners. Der hält uns unverlangt die quittirte Rechnung vor die Nase. Das war ein Zeichen, daß wir weiter wandern sollten.

Draußen lernen wir die quittirte Rechnung verstehen. Da sind die Omnibusse angespannt. Daß Leute auch einmal nicht mit dem Omnibus könnten fahren wollen, der Fall war nicht vorgesehen. Man war hier offenbar nur auf Duzendreisende wie den Berliner Kommerzienrat eingerichtet.

Wir schüttelten den Staub des Brockens von unsern Füßen und wanderten auf Schusters Rappen über Schierke und Glend thalwärts. Glend! Als einst im Mittelalter fromme Mönche hier eine Herberge für Glende (d. h. Fremde; Glend = alliland, fremdes Land) an den Weg bauten, da werden sie ihnen nicht gerade Sprungfederbetten zum Lager angewiesen haben, aber besser waren sie jedenfalls gebettet, als wir im Brockenhotel Zimmer Nr. 33. Wir stärkten uns mit einer Satte Dickmilch, und so tröstete uns das Glend unten über das Glend, das wir oben ausgestanden hatten.

Die Erinnerung an jene Schreckensnacht war längst getilgt, da kommt der Gallige aus Heft 23 der Grenzboten, und auf einmal stehen mir alle Schrecken von Nr. 33 des Brockenhotels wieder lebendig vor der Seele. Ich kann sie nicht anders bannen, als indem ich sie mit dem geneigten Leser teile.



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Börsenreform. Der Assessor A. Eschenbach, der, wie er sagt, das Börsenwesen nicht allein theoretisch, sondern auch praktisch gründlich studirt hat, ist von zwei Körperschaften, der ökonomischen Gesellschaft des Königreichs Sachsen und dem deutschen Landwirtschaftsrat, veranlaßt worden, seine Erfahrungen, Ansichten und Reformvorschläge zu entwickeln, und hat dann den in Dresden gehaltenen Vortrag nebst dem für den Landwirtschaftsrat abgefaßten Gutachten unter dem Titel Zur Börsenreform voriges Jahr bei Puttkammer und Mühlbrecht in Berlin herausgegeben. Die kleine Schrift ist das klarste und verständigste, was wir bis jetzt über den Gegenstand gelesen haben. Der Verfasser weist einerseits die Unentbehrlichkeit der Zeit- und Termingeschäfte nach und stellt andererseits das Unheil, das ihr Mißbrauch anrichtet, in seinem vollen Umfange dar. Wie unmöglich es ist, jene viel angefochtenen Geschäfte zu verbieten, zeigt er unter andern an folgendem Beispiel. „Der Kaufmann X hat in Rußland große Roggeneinkäufe gemacht, die er nach Ausbruch in Deutschland erwartete; er hat dasselbe Quantum an große Mühlen auf Oktober- und Novemberlieferung verkauft. Es tritt Frostwetter ein, die baltischen Häfen frieren zu, er kann den Roggen nicht liefern; anderweit ist der Roggen gar nicht oder nur mit ganz enormen Kosten zu beschaffen. Was bleibt ihm übrig? Er zahlt den Unterschied zwischen dem Verkaufspreise und dem Preise am Tage der Lieferung und überläßt es der Mühle, ob sie an diesem Tage sich selbst auf seine Kosten anderweit Roggen kaufen oder mit der gedachten Differenz zufrieden sein will.“ Andererseits hebt er hervor, daß die Börse die zweite ihrer beiden Aufgaben, die richtige Preisbildung, nur noch sehr unvollkommen erfüllt, weil es nur bei fünf Prozenten aller Börsengeschäfte auf wirkliche Lieferung der Ware abgesehen ist, der Preis daher weniger von dem Verhältnis zwischen reellem Angebot und reeller Nachfrage, als von dem für die Spekulation vorhandenen Kapital und den zu Spekulationszwecken verbreiteten Nachrichten abhängt. Das wirksamste Heilmittel sieht der Verfasser in dem vollständigen Ausschluß des spekulirenden Publikums von der Börse. Die Börsenhändler sollen korporativ zusammengesetzt und von dem Privatpublikum, das etwa Lust zu spielen hat, durch unzweideutige gesetzliche Bestimmungen deutlich geschieden und zugleich alle Kreditgeschäfte zwischen Börsenhändlern und Privaten für unklagbar erklärt werden. Das heutige Handelsgesetz hält Eschenbach für unbrauchbar und veraltet, und die Willkür, zu der die Richter unter diesen Umständen genötigt sind, wo es sich um die Klagbarkeit von Börsengeschäften handelt, für gefährlich. „Mit der bequemen Ausrede, es geschehe den Dummen recht, die an der Börse ihr Geld